

Hochdeutsch in Zürich : vor 100 Jahren

Autor(en): **Tappolet, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz**

Band (Jahr): **17 (2009)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hochdeutsch in Zürich – vor 100 Jahren

Im Jahre 1901 hat der Romanist Ernst Tappolet das Aufkommen des Hochdeutschen als Umgangssprache in Zürich beobachtet - seine Analyse steht in einem erstaunlichen Kontrast zu den Erfahrungen von Carmen Cardelle auf der Seite vorher.



In seiner vergleichenden Untersuchung «Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz» von 1901 kommt Ernst Tappolet zum Schluss, dass sich das Schweizerdeutsche - ähnlich wie in der französischen Schweiz das Patois - zunehmend auf ländliche Verhältnisse und den familiären Gebrauch zurückziehe und dem Hochdeutschen als allgemeiner Umgangssprache Platz machen werde. Lesen Sie auf www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch den ganzen Text im Zusammenhang.

Kaum gibt es noch in Zürich ein Haus mit mehreren Wohnungen, in dem nicht wenigstens eine deutschsprechende Person wäre, und wäre es nur das «Schwobemaitli», mit dem man nicht ungerne hochdeutsch verkehrt, im Gegensatz zu Basel, wo die Hausfrau stets Dialekt reden wird.

In wie vielen Familien ist Mann oder Frau deutscher Zunge! Nie wird da Dialekt gesprochen. Der Mann wird der Frau zu liebe, die Frau dem Mann zu liebe das feinere Hochdeutsch sprechen. Die Kinder hören und lernen hochdeutsch in diesen gemischten Ehen, und die Familie ist für den Dialekt verloren; wohl kommt es vor, dass die Kinder in der Schule Dialekt lernen und ihn unter sich eine Zeit lang sprechen. Sind sie aber der Schule entwachsen, so hört meist der tägliche Kontakt mit Dialektsprechenden auf und die Geschwister fallen wieder ins Hochdeutsche zurück.

Dieser Einfluss unsrer deutschen Nachbarn aus Nord und Ost nimmt bekanntlich zu und fördert natürlich den Sprachprozess im Sinne der Verhochdeutschung.

Doch auch ohne die Deutschen in der Schweiz hätte sich durch Zeitungen, Bücher und Schule die Anschauung eingelebt, das Schriftdeutsche sei die vornehmere, edlere Sprache, gleich wie sich ohne übermässig viel Franzosen die französische Kleidermode, französische Küche bei uns eingebürgert hat. In neuerer Zeit wird vielfach ein utilitarischer Grund geltend gemacht. Man weist — nicht immer ohne Brotneid — auf die Welschschweizer hin, die es dazu gebracht haben, die Lehrmeister im Französischen für die ganze Welt zu werden. In gleicher Weise sollen auch wir, sagt man, «die Lehrmeister im Deutschen» werden.

Es ist bezeichnend, mit welcher Eindringlichkeit ein zürcherischer Volksschullehrer bei Anlass der Schulsynode von 1893 (Bericht S. 96 ff.) seine Kollegen ermahnt, «unser Deutsch in Schule, Haus und Verein aufs beste zu pflegen», um endlich jenem Vorwurf der Welschen die Spitze abzubrechen. Jener weitschauende Mann des Fortschritts spricht es deutlich genug aus: «Im Sterbeprozess der Mundart sollen wir die rechte Gelegenheit wahrnehmen, um ein gutes Schriftdeutsch einzutauschen». Und schliesslich ruft er

«Die Geschäftssprache in Zürich wird in kurzer Zeit das Hochdeutsche sein; schon jetzt wird man oft in den Läden von schweizerischen Angestellten hochdeutsch angesprochen.»

mit etwas spekulativem Patriotismus aus: «Wenn wir uns im Auslande den Ruf deutscher Sprechmeister erwürben, würden wir da unserm Vaterlande nicht einen Dienst erweisen!»

Solchen Anschauungen und Bestrebungen wird die heimische Sprache zum Opfer fallen, ob wir wollen oder nicht.

Wenn ich z. B. in der Eisenbahn einen völlig Unbekannten anreden soll, dem ich an nichts den Deutsch-Schweizer ansehe, so bin ich in etwelcher Verlegenheit. In jedem andern Lande, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Italien, wüsste ich sofort, in welcher Sprache mit ihm reden, nur in der deutschen Schweiz nicht. Dieses zögernde Verhalten Unbekannten gegenüber veranschaulicht am besten unsere gegenwärtigen Sprachverhältnisse: wir sind in den ersten Anfängen eines Übergangsstadiums. Rede ich nämlich Dialekt und er ist ein Deutscher, so muss ich gewärtigen, als unhöflich zu gelten, und bin möglicherweise das unschuldige Opfer all jener Vorurteile, die ein guter Hannoveraner über Dialektsprechende haben kann. Rede ich dagegen hochdeutsch und bin ich an einen echten Zürcher geraten, so muss ich mich auf ein vorwurfsvolles: «*Chönet Si nümme Schwizertütsch?*» gefasst machen und mir vielleicht die Schimpfereien eines Deutschenfressers gefallen lassen. Ich mag's anfangen, wie ich will, ich kann's übel treffen, und will man seine Ruhe haben, so tut man vielleicht noch am besten, sich in ein vornehmes Schweigen zu hüllen.

Vor 50 Jahren kam kein Deutschschweizer in diese Verlegenheit, es wäre ihm nie eingefallen, einen Unbekannten anders als im Dialekt anzureden. Nach 50 Jahren wird kaum je ein Schweizer mehr in eine ähnliche Verlegenheit kommen, er wird ihn ohne

weiteres hochdeutsch anreden und, selbst wenn beide Schweizer sind und in der Familie und mit Freunden noch Dialekt sprechen, so werden sie hochdeutsch fortfahren, weil keiner sich etwas vergeben will, weil keiner sich der Gefahr aussetzen will, vom andern als weniger gebildet oder als zu vertraulich angesehen zu werden. Denn ist einmal das Hochdeutsche zwischen Fernerstehenden, so wird der Dialekt ein Gradmesser der Vertraulichkeit, nur im Kreise der Familie und engerer Freunde wird noch Dialekt gesprochen werden.

Die Geschäftssprache in Zürich wird in kurzer Zeit das Hochdeutsche sein; schon jetzt wird man oft in Läden von schweizerischen Angestellten hochdeutsch angesprochen. In den schweizerischen Fremdenhôtels gilt das Hochdeutsche für feiner. Man muss sich bald schämen, mit einem Kellner Dialekt zu sprechen. Es wird einem gerne von Ausländern als unpassende Vertraulichkeit ausgelegt.

Es gibt bereits gute Schweizerfamilien, in denen die Mutter mit ihren Kindern «zur Übung», also bewusst, hochdeutsch redet. Ist der Einfluss der Mutter nachhaltig, so stirbt in der zweiten Generation schon die Mundart aus. Denn diese Kinder werden noch viel weniger mit ihren Kindern Dialekt reden.

So sehen wir denn, dass das Hochdeutsche nicht nur die Sprache der öffentlichen Versammlungen geworden ist, was allgemein zugegeben wird, sondern dass es in gewissen Fällen schon im Privatverkehr unter Schweizern gebraucht wird; so im Verkehr mit Unbekannten, im geschäftlichen Verkehr und im Verkehr zwischen sozial ungleich Gestellten. Immer mehr wird der Dialekt auf den vertraulichen Verkehr beschränkt. Will einer recht untertänig erscheinen, so wählt er gern das Hochdeutsche. ■